

dem mit dem Judenstern Gekennzeichneten gestohlen einen Apfel zusteckte. Es waren nicht mehr so viele, und die Zeiten waren längst vorbei, als man Baeck am Kayserlingschen Tische als Ehrengast hofierte. Diese luftige Gesellschaft war zerstoßen, und es blieben die wenigen Treuen, ein paar Menschen, abzuzählen an den Fingern einer Hand. Es ist nicht Friedlanders Schuld, dass von dieser Atmosphäre der letzten zwanzig Jahre von Baecks Leben – immerhin eine lange Zeit auf seinem Erdenwege – fast nichts in diesem Buche zu finden ist. Selbst die wenigen Interviews, und diese mit Menschen, mit denen Baeck von 1939–1945 auch nicht mehr zusammen war, konnten das Wissen um jene Zeit und damit auch um jenen Baeck nicht vermitteln. So kann er in diesem Buche eigentlich nur aus den oben erwähnten drei Kapiteln hervortreten, und das ist vielleicht die adäquateste Form, diesen Mann zu erfassen, der in seinen Reden und in seinen Schriften das »ich« vermied und dessen Persönlichkeit ohnehin in einer Biographie kaum darzustellen ist, da er sein »Ich« der Öffentlichkeit entzog, und es wohl auch heute taktlos wäre, es nachträglich ins Licht zu rücken. Es wäre in jedem Falle wohl ein unvollkommenes Bild, und so haben wir uns mit dem zu begnügen, was wir an Schriftlichem von ihm haben, und wie wir ihn in Jahren der Begegnung kannten. Es gehört zu diesem Manne, dass die meisten, die ihn kannten, ihn jeweils anders kannten, und dass niemand ihn festlegen kann. Zu seinem Wesen gehörte es, dass er sich dieser Festlegung entzog. Schließlich sollten die Worte beachtet werden, die nach Baecks Willen auf seinen Grabstein gemeißelt wurden: *Migeza rabbanim*: »Aus dem Stamme von Rabbinern.« Diese Worte gelten; so hat er sich selbst gesehen; manches andere waren Umwege auf dem Wege eines Rabbiners des jüdischen Volkes. Gewiss ist Baeck im deutschen

Kulturkreis verwurzelt gewesen; er war auch hier gebildeter als viele seiner jüdischen und nicht-jüdischen Zeitgenossen, aber deutsche Kultur hatte nie restlos bei ihm zur Identifikation mit »den Deutschen« geführt (Friedlander behandelt diesen ganzen Problemkreis, der für einen deutschen Juden der Generation Baecks gewiss wichtig genug war, nur mit wenigen unzureichenden Sätzen auf S. 257). Auch hier stellen wir bei Baeck eine deutliche Distanz fest. Das Problem wird nicht wie bei Franz Rosenzweig ausdiskutiert und versucht, in Worte zu kleiden. Der Grund dafür mag bei Baeck darin zu suchen sein, dass sein jüdisches Fundament derart solide war, dass er sich nicht erst zum Judentum durchzuringen hatte. Die kritische Distanz hat ihn davor bewahrt, ein »deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens« zu sein und den Torheiten »national gesinnter« deutscher Juden anzuhängen.⁴ Vielleicht wird jetzt auch deutlicher, warum er daher auch das Christentum abgewiesen hat, und dies in einer Art, wie es für diesen sonst so ungemein höflichen Mann ungewöhnlich war. Die Antwort auf manche dieser Fragen bietet uns die Grabinschrift: »Aus dem Stamme von Rabbinern«, nichts weiter. Diese Eindeutigkeit verweigerte kein Bindestrichjudentum; Baeck wusste mit seinem Verstand und mit seinem Gefühl, wohin er gehörte.

⁴ Diese Bemerkung hat auch ihre Geltung, wenn sie erst post festum geschrieben wird, d. h. nach dem Untergang dieses deutschen Judentums, von dem hier die Rede ist. Es mag gewiss sein, dass heute gelegentlich das Gefühl vieler deutscher Juden hinsichtlich ihrer Integration in Deutschland unterschätzt wird; Baeck hatte jedoch stets eine Distanz zu jeder Deutschtümelei, zum »Deutschtum jüdischen Glaubens«. Ohne Scheu verwendet er etwa im »Wesen des Judentums« Begriffe wie »jüdisches Volk« oder »Volk Israel«. Eine derartige Terminologie wurde jedoch von den Ideologen des Centralvereins durchaus bekämpft (vgl. etwa Eugen Fuchs, *Um Deutschtum und Judentum*, Frankfurt 1919, S. 365 ff.).

9 Eugen Rosenstock über Franz Rosenzweig

Von Professor Dr. S. Hugo Bergman, Jerusalem

Den folgenden Beitrag entnehmen wir dem »Mitteilungsblatt, Wochenzeitung des Irgun Olej Merkaz Europa« (XLI/36/37), Tel Aviv, 26. 9. 1973, mit freundlicher Genehmigung des Verfassers und der Schriftleitung.

Wir bringen diesen Beitrag auch im dankbaren Gedenken an Professor *Rosenstock-Huessy*, der am 24. Februar 1973 in seiner Wahlheimat in Norwich, Vermont/USA, starb¹.

Eugen Rosenstock ist am 23. Februar 1973 in USA gestorben. Das Dartmouth-College, an dem er in Amerika gewirkt hat, hatte schon vorher beschlossen, die Verwahrung seiner Aufsätze und Manuskripte zu übernehmen. Eine besondere Stiftung sorgt für die Sammlung seiner Briefe. In Deutschland besteht eine Rosenstock-

Gesellschaft, deren führender Geist Dr. Georg Müller ist (Anschrift: Oberstudiendirektor i. R. Dr. Georg Müller, Landgrafweg 4, 4813 Bethel, BRD), welcher von Zeit zu Zeit »Mitteilungen« herausgibt. Die letzte Nummer (Mai 1973) ist unter dem Eindruck des Todes herausgekommen. Sie enthält, unter anderem, wichtige biographische Zeugnisse über Franz Rosenzweig, aus denen ich hier einiges mitteilen möchte...

Uns Juden ist Franz Rosenzweig vor allem der Verfasser des »Sterns der Erlösung«. In der Welt ist er vor allem bekannt als der Verfasser der Schrift »Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus«, einer Arbeit, welche einen entscheidenden Einfluss auf die heutige Schelling-Forschung ausgeübt hat. Rosenzweig hat dort nachzuweisen versucht, dass ein Systemprogramm, das die Berliner Bibliothek 1913 aus einer Versteigerung erworben hatte und das Hegel zugeschrieben war, in Wahrheit eine von Hegel angefertigte Kopie eines unbekannten Verfassers war und dass dieser unbekannte Verfasser in Wahrheit Schelling war. Dieser Nachweis wird in der Studie von Rosenzweig mit einer Gründlich-

¹ Geboren 1888 in Berlin, o. Professor an der Universität Breslau. (Vgl. FR XX/1968, S. 131, in Besprechung über: Eugen Rosenstock: »Ja und Nein«. Autobiographische Fragmente. Heidelberg 1968: »Rosenstocks Bedeutung für die christlich-jüdischen Beziehungen bestand neben der Mitarbeit an der »Kreatur« vor allem in der Öffnung Franz Rosenzweigs für diese Problematik: der Rosenzweigs Briefband begedruckte Briefwechsel zwischen ihm und Rosenstock gehört bereits der Geschichte an und wird noch Bedeutung besitzen, wenn alle Religionen sich in einer Weise gewandelt haben, wie wir es heute überhaupt noch nicht ahnen können bzw. uns nicht einzugestehen vermögen!«)

keit geführt, die geradezu unglaublich ist. Ihr Gegenstand ist, nachzuweisen, dass Schelling schon Anfang 1796 der Ansicht war, dass der höchste Akt der Vernunft ein ästhetischer Akt ist. Cassirer hat in seinem Buche »Idee und Gestalt« die Vermutung geäußert, dass die auf jenem Blatt geäußerten Ideen durch Hölderlin in Schelling erweckt worden sind (siehe: Kroner »Von Kant bis Hegel«, II. 1924). Wie immer dem sei, der Schelling-Forscher Fuhrmans hat die Untersuchung von Rosenzweig »die Magna Charta des deutschen Idealismus« genannt. Die Berliner Akademie hat sie seinerzeit sofort herausgegeben. Heute ist sie leicht zugänglich, weil Schocken die Einsicht hatte, sie 1937 in die »Kleineren Schriften« von Rosenzweig aufzunehmen, wo sie zwischen vielen publizistischen Schriften von Rosenzweig ein wahrscheinlich wenig beachtetes Dasein führt.

Ich hatte in diesen Tagen, gelegentlich einer Arbeit über Schelling, Gelegenheit, die Untersuchung von Rosenzweig über dieses, fälschlich Hegel zugeschriebene, Blatt noch einmal zu lesen und zu sehen, wieviel Scharfsinn und welche Menge detailliertester Kenntnis der zeitgenössischen Literatur und der Briefe Rosenzweig heranzieht, um festzustellen, dass dieses Blatt aus dem Jahre 1796 stammen muss – nicht zu sprechen von der Fülle der Einsichten, die sich dem heutigen Leser in die Gedankenwelt Schellings, des damals 21jährigen, eröffnen.

Doch nicht davon soll hier die Rede sein; wir möchten nur hinweisen auf einige wichtige Aufschlüsse, die sich aus den jetzt veröffentlichten Briefen von Rosenstock für den »Stern der Erlösung« Rosenzweigs ergeben.

Rosenstock und Rosenzweig waren Vettern. In ihrer Philosophie standen sie einander recht nahe. Das »Neue Denken« Rosenzweigs und das »Sprachdenken« Rosenstocks sind einander nahe verwandt. Aber das religiöse Denken der beiden bewegt sich in entgegengesetzten Richtungen (vorausgesetzt, dass man Judentum und Christentum als Gegensätze betrachten will). Rosenstock erscheint in dem Briefwechsel von 1916 als extremer Vertreter des Christentums, Rosenzweig als Jude (der Briefwechsel findet sich in der Briefsammlung von Rosenzweig, die 1935 von Ernst Simon und Edith Rosenzweig im Schocken-Verlag herausgegeben wurde und jetzt auch englisch zugänglich ist). Nun stellt Rosenstock fest, dass dieser Briefwechsel nur eine Wiederholung eines Meinungsaustausches von 1913 war, damals aber wären einige Monate, etwa von Juni ab, gewesen, in denen sich Franz überwunden gab. »Er hat damals bis September geglaubt, die erfahrene Überzeugung durch den lebendigen Gott zwingen ihn, Christ zu werden. Aber dann erfuhr er an den hohen jüdischen Feiertagen, im September, dass ihm noch ein Lebensweg im Judentum – in Wahrheit wohl aus dem Judentum heraus! – aber eben durch Rückgriff auf sein Judentum, allein bewährbarer Lebensweg aufgetragen sei. Davon wusste ich bis 1916 nichts ... aber sein Vetter, Rudolf Ehrenberg, sagte mir das 1916. Darauf schrieb ich. So entstand der Briefwechsel über Judentum und Christentum.«

Die Fortsetzung dieses Briefes erzählt von Rosenstocks Bekehrung zum Christentum. »Ich bin als Christ aufgewacht, wollte mit 15 Pfarrer werden ... nahm am christlichen Religionsunterricht und ... auch am Choral-singen teil. Die jüdische Zeremonie der Beschneidung war nie an mir vollzogen worden. Mein Grossvater, als Direktor der Samson-Schule in Wolfenbüttel, hatte christliche Schüler aufgenommen, und umgekehrt, ging

meine Mutter auf das höchst protestantische Lehrerinnen-seminar im Wolfenbüttler Schloss. Ein alter, sehr imposanter Grossonkel war mit meiner Mutter aktiv, mich zu überzeugen. Er war ein aktiver Protestant, eine anima naturaliter christiana. Es ist dann nur die Angst vor der ... Unredlichkeit gewesen, nach der ich mich Rosenzweig gegenüber als »Mitjude« bezeichnet habe.«

»Als ich mit 17 zum Pfarrer ging und um die Taufe ansuchte – die meisten Amerikaner treten erst erwachsen in die Kirche ein, Eisenhower hat sich mit sechzig taufen lassen –, da erschien mir das als eine verspätete Nachholung ... Es mag Dir Spass machen zu wissen, dass der Mensch, der in III Einleitung [zum Stern] spricht: »Ich hoffe zu glauben« Dein Freund Eugen war! Als der »Mensch« fungiere ich im »Stern«.«

In der Fortsetzung dieses Briefes vom Januar 57 erzählt Rosenstock, dass Rosenzweig, während er den »Stern« schrieb, täglich an seine (Rosenstocks) Frau schrieb und über jede Seite berichtete. Von seiner »Eugenisierung« ist da die Rede, aber auch davon, dass die Kapitel II. 2, II. 3, aus ihr stammten. »Der ganze Unfug eines »jüdischen« Buches ist also eine pia fraus.«

Diese Äusserung Rosenstocks über den »Stern« ist wichtig, nicht nur für die Beurteilung des »Sterns«, sondern für unsere ganze Einschätzung der Art des Glaubens dieser jungen, jüdischen, vom Christentum ergriffenen Menschen jener Zeit (1913). Übrigens wird nicht klar, wem Rosenstock den Vorwurf der »frommen Lüge« macht. Vielleicht dem Verleger? Dr. R. Horowitz macht mich darauf aufmerksam, dass Rosenzweig in seinem Aufsatz »Das neue Denken«, Kleine Schriften, S. 374, ausdrücklich erklärt (1925), der »Stern« sei kein jüdisches Buch, sondern bloss ein System der Philosophie. »Wir haben damals geglaubt, nicht gedacht!«, schreibt Rosenstock in jenem Briefe, in welchem er davon spricht, dass der »Stern« aus einem Dialog zwischen ihm, seiner Frau und Rosenzweig entstanden sei.

Im Oktober 58 schreibt er: »1913 säte ich in Rosenzweig den »Stern der Erlösung« hinein. Das Werk hat ihn buchstäblich das Leben gekostet, in einem einzigartigen Vorgang der Medizin sowohl wie des Geistes«. Solche körperlich-seelische Zusammenhänge wagt Rosenstock – gegen alle geläufige Medizin! – zu denken. Er habe, schreibt er, seine »Soziologie« gegen den »Stern« geschrieben. Das Buch hätte ursprünglich »Kreuz der Wirklichkeit« heissen sollen, den Inkognito-Namen »Soziologie« habe nicht er, sondern der Verleger gegeben, aber die Zusammengehörigkeit der beiden Bücher solle doch nicht verborgen bleiben.

Hier muss ich abbrechen. Ich habe nicht die Legitimation, diese ganze Problematik der Beziehungen beider Bücher aufzurollen und die von Rosenstock aufgeworfene Frage zu beantworten, ob Rosenzweigs »Stern« ein jüdisches Buch sei, oder ein Buch »aus dem Judentum hinaus«.

Als der »Stern« erschien, war das Judentum – soziologisch – in einer so schweren Lage, dass das Bekenntnis eines so hervorragenden und so begabten Juden uns allen willkommen war. Wir stellten nicht die Frage, welche Rosenstock an den Freund stellte, ob sein Buch ein jüdisches Buch war. Und was ist »jüdisch« in diesen Zeiten? Alle diese Fragen harren noch der Klärung. Wir brauchen die Hilfe des kommenden Geschlechtes, um diese Fragen zu beantworten. Aber sie sollen gehört werden.